

Gott segne unser Reden und Hören. Amen.

Liebe Gemeinde,

Ein gewaltiges Gemälde entsteht vor meinem inneren Auge, wenn ich die Worte aus dem Johannesevangelium höre, die Worte vom guten Hirten. Vielschichtig ist dieses Tableau, wie jene Kunstwerke aus der Geschichte der christlichen Kunst, die mehreres gleichzeitig ins Bild setzen.

Es sind nicht allein die eben gehörten Verse des Johannes, welche die Szenerie ausmalen. Auch andere Bilder und Worte, die wir heute gehört und gemeinsam gesprochen haben, fügen sich zu diesem Gemälde hinzu, als müsse es so sein. Und dies ist, was ich sehe: Ein Hirte mit festem Stecken und Stab. Das finstere Tal: Es liegt im Hintergrund, nur mehr Kulisse.

Eine Herde von Schafen auf grüner Aue, nahe an frischem Wasser unter lichtem Himmel.

Weiter rechts, unter dräuenden, dunklen Wolken drängt sich noch eine Herde, bedroht von einem Wolf mit weit geöffnetem Rachen.

Ein achtlos hingeworfener Hirtenstab, die Gestalt des fliehenden Mietlings, – sie ist nur noch ein kleiner Punkt am Horizont.

Aber dort, noch einmal, mitten im Zentrum: Der gute Hirte, der sich dem Wolf entgegenstellt.

Der das Leben seiner Schafe rettet und dabei das Äußerste wagt: Sein eigenes Leben.

Ich bräuchte viel Zeit, um jedes Detail, jeden Pinselstrich wahrnehmen und deuten zu können.

Ich tauche ein in dieses Bild und versuche unwillkürlich, mich selbst einzuzeichnen, mich wiederzufinden in dieser Szenerie. Wo ist mein Platz?

Liebe Gemeinde, das ist nicht schwer zu beantworten: Mein Platz ist freilich in der Herde. Vielleicht bin ich das dritte Schaf von links. Das dritte Schaf von links?

Mein Leben als Schaf? Diese Erkenntnis weckt meinen Widerstand.

Warum haben viele eigentlich so ein Problem mit dem Schaf? Diese Frage wurde im letzten Bibelgesprächskreis über den heutigen Predigttext gestellt.

Meine tatsächlich widerständigen, meine „bockigen“ Empfindungen – ich kann sie nicht so leicht wegwischen!

Mein Leben als Schaf?! Ist das nicht der Inbegriff des Nicht-Erwachsen-Sein-Wollens?

Die Schlüsselszene aus dem Lieblingsfilm meiner Jugend kommt mir in den Sinn: Ein Schulhof in einem strengen Internat der späten 50er Jahre in Nordamerika. Ein Lehrer, der seine Schüler zu einem Experiment auffordert: Jeder möge versuchen, für sich auf seine Weise über den Schulhof zu gehen. Das Experiment der Eigenständigkeit scheitert. Bald marschieren alle im Gleichschritt über den Pausenhof.

„Haben Sie den Mut, ihren eigenen Schritt und Rhythmus zu finden. Auch wenn die Herde blökt: Ist das blöd!“ – In jugendlicher Leidenschaft habe ich mir diese Mahnung des Lehrers gleichsam als Losung über mein eigenes Leben geschrieben – um ehrlich zu sein: Lediglich mit dem Füllfederhalter auf mein unschuldiges Stiftemäppchen:

„Haben Sie den Mut, ihren eigenen Schritt und Rhythmus zu finden. Auch wenn die Herde blökt: Ist das blöd!“

Mein Leben als Schaf? Auch wenn der Schriftzug von damals verblasst ist, bleibt mein Unbehagen: Was, wenn dies nichts anderes bedeutet als ein Leben in Angepasstheit, ohne Verantwortungsgefühl? Ein Leben im Gleichschritt? Der manchmal nicht einfach nur albern aussieht, sondern brandgefährlich ist...

Ich denke an die Vergangenheit als erschreckendes Lehrstück dessen, wohin solcher Gleichschritt, solche Gleichschaltung führen kann. Wohin es führen kann, wenn Menschen den eigenen Kopf an der Kasernentür abgeben. Wohin es führen kann, wenn Menschen sich den falschen Hirten anvertrauen.

Ich denke an die Gegenwart, an all die beängstigenden Geschichten, in denen Menschen sich wie die Schafe dubiosen Hirtenfiguren anschließen. In Dresden und anderswo.

Ich lese in der Zeitung von verzweiferten muslimischen Eltern hier in Deutschland, die die Behörden anflehen, ihren Kindern den Pass zu entziehen, um so zu verhindern, daß diese ausreisen, um sich dem IS anzuschließen. Und die doch

erleben müssen, wie ihre eigenen Kinder wie die Schafe verlorengelassen – und wie die reißenden Wölfe – Leben vernichten – fremdes und ihr eigenes.

Dies, so denke ich, ist die entscheidende Spur, die mich mein Unbehagen verstehen lässt. Daß es diese Realität gibt, in Vergangenheit und Gegenwart: Daß es Hirten, gibt, die keine Hirten sind. Die bereit sind, ihre Schafe zu opfern auf den Schlachtbänken absurder Ideologien.

Auch die Bibel kennt und benennt diese Realität. Die Hirten fressen ihre eigenen Schafe – so höre ich bei Ezechiel.

Bei Johannes geht es da vergleichsweise harmlos zu: Der Mietling lässt die Schafe lediglich im Stich. Man mag diesen Mietling tadeln – und vielleicht doch verstehen.

Die schlechten Hirten – nicht nur unsere Erfahrung, auch die heiligen Schriften wissen von ihnen zu berichten. Und sie machen mir Angst.

Eben jene Zerrbilder lassen mich zum Zentrum des Bildes, zu jener Gestalt des guten Hirten.

Aber was macht einen Hirten gut? Blicke ich auf jenem Gemälde auf die Szenen, die sich Ezechiel verdanken, oder dem Psalm 23, so lautet die Antwort: Es ist die liebevolle Zuwendung, die Fürsorge des Hirten: Das Suchen unserer Verlorenheit, das Verbinden unserer Schwachheit, es ist die Sorge um das Nötigste, mehr noch um die Fülle unseres Lebens.

All dies hat auf dem großformatigen, dem großartigen Gemälde seinen Platz.

Was macht einen Hirten gut? Auch Johannes könnte seine Hirtenfigur mit ähnlichen Strichen zeichnen: Auch bei Johannes verheißt Jesus Leben und volle Genüge – nur einen Vers vor unserem Predigttext. Doch in den Versen danach geht es darüber hinaus, es geht noch einen radikalen Schritt weiter:

Wenn es um das Wohl und Wehe seiner Schafe geht, so ist dieser gute Hirte bereit, sein Leben einzusetzen oder – wie es Luther falsch und doch so richtig übersetzt: sein Leben zu lassen.

Eine große Anziehungskraft geht von diesem Hirten aus. Eine große Sehnsucht wächst in mir nach dem Erkennen und Erkanntwerden, von dem jener Hirte spricht: *Ich kenne die meinen, und die meinen kennen mich*. Nicht nur durch einen Spiegel ein dunkles Bild, nicht nur stückweise. Sondern jetzt, von Angesicht zu Angesicht, Je intensiver ich diesen Hirten betrachte, desto mehr weicht meine Bockigkeit diesem anderen Gefühl: Der Sehnsucht, diesen Hirten zu kennen, von ihm erkannt zu werden.

Drei kurze Momentaufnahmen kommen mir in den Sinn, Augenblicke, in denen ich dieser Sehnsucht in mir intensiv begegnet bin:

Da ist der Freund aus der Jugendgruppe. John, Inbegriff der Coolness und unser unbestrittenes Alphanier. Motorradfahrer, Maschinenbauschüler, und Fan von White-Mattie-Musik. Eines Abends steht auf dem Programm „Wunschkonzert“. Jeder darf sich sein Lieblingslied aussuchen. Ich bin nicht sicher, ob Johns Lied überhaupt in unserem Jugendgesangbuch gestanden hat: Weil ich Jesu Schäflein bin...

*„Und meine Schafe hören meine Stimme.“*

Mir ist, als könnte ich heute noch die Stimme jenes Freundes hören, der alle drei Strophen auswendig singt. Melodisch. Ironiefrei. Und ganz getrost, - auch wenn der ein oder andere im Raum gegrinst haben mag.

Der andere Moment. Ebenfalls aus einem anderen Jahrhundert. Ein Gottesdienst, geleitet vom Hauskreis der sogenannten „Uhus“ – der Unter-Hundertjährigen. Ein Gottesdienst über Lebenserfahrungen mit dem guten Hirten. Lebensgeschichten vom Getragensein – in durchwachten Nächten in schwerer Krankheit. Sogar inmitten aller Schmerzen über den Verlust eines erwachsenen Sohnes. Es sind Geschichten, die mir geblieben sind, weil ich gespürt habe: Hier begegnet dir wesentliches. Das, was diese alten Menschen erzählen, das halte fest.

Und schließlich ein drittes Blitzlicht, eine Szene, die nicht so lange zurückliegt. Wir sind mit der Großfamilie zu Gast bei den Schwiegerleuten. Im altfränkischen „Pfarrhaus in Ruhe“ hat soeben eines der vielen anwesenden Enkelkinder ein Danklied vor dem Essen angestimmt. Die Großmutter scheint dieses Lied an ein anderes zu erinnern. Kennst Du auch das, fragt sie und fängt an, frohgemut zu singen: Weil ich Jesu Schäflein bin.

Mir schwant böses, denn ich kenne dieses Kind und sehe schon bei der zweiten Zeile, wie die Mundwinkel zucken. Dann rollen die ersten Tränen und schließlich sieht sich eine große Gesellschaft einem schluchzenden kleinen Kind gegenüber.

*„Denn nach diesen schönen Tagen wirst Du endlich heimgetragen....“*

Die Bratwürste werden kalt, denn es dauert eine Weile, bis die besorgte Großmutter die wahre Ursache dieser Tränen in Erfahrung bringen kann: „Ich weine nur, weil es zu schön ist..“

Ich weine nur, weil es zu schön ist. Weinen, weil es so schön ist? Weinen, weil es so gut ist. Vielleicht gehört beides zusammen. Im Griechischen immerhin bedeutet die Vokabel *kallos* tatsächlich beides – schön und gut.

Weinen, vielleicht auch weil gerade bei Johannes das Bild der friedvollen Weide überblendet wird durch das Bild von der Schädelstätte, von Golgatha, auf der der gute Hirte tatsächlich sein Leben lassen wird.

Dieses Bild des Johannes, es bleibt nicht stehen beim Leben in der Fülle. Es kennt die dunklen Schattierungen, Es geht gerade nicht auf in Idylle und Geborgenheit. Auch unser Leben geht nicht auf in Idylle und Geborgenheit. Und wie viel mehr gilt dies in diesen Wochen und Monaten für die Menschen auf der Flucht vor Gewalt und Tod.

Noch einmal trete ich einen Schritt näher an die Leinwand. Habe ich alles gesehen? Ein kleines Detail ist dort noch, unscheinbar und doch ist es das, was die Welt im Innersten zusammenhält. Dieses Detail stellt das Bild von Christus, dem Hirten, gleichsam auf den Kopf: Es ist das Bild von Christus dem Lamm.

Und vor diesem scheinbar Unscheinbaren legt sich auch der letzte Rest meines Widerstandes.

Hier kommt sie mir nah, die Geborgenheit Gottes, vor der selbst der Tod seine Macht verliert: Denn darin findet unser Text sein Ziel: *„Und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen.*

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft – und die Geborgenheit Gottes, aus der uns niemand reißen kann – sie bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Bruder, Hirte und Lamm.

Amen.